Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 173 (2005)

Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

4/2005 • 27. JANUAR • 173. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

Schweizerische Kirchen-Zeitung

MEHR SELBSTBEWUSSTSEIN

Bis vor fünzig oder sechzig Jahren war der Weg zum Priesterberuf für den männlichen Teil der ländlichen Bevölkerung oftmals die einzige Möglichkeit, ein Studium zu ergreifen und damit den sozialen Aufstieg schaffen zu können. Im katholischen Milieu war es damals vielerorts üblich, dass aus den noch kinderreichen Familien ein junger Mann Priester wurde und eine Frau in ein Kloster eintrat. Der Priester- und Ordensberuf war im katholischen Milieu nicht nur akzeptiert, sondern wurde unterstützt und mitgetragen. Ideelle Komponenten, soziale Anerkennung, die für damalige Verhältnisse offenbar grosse Attraktivität und ein günstiges Umfeld führten zu einem Boom von Berufungen, mit der Folge, dass es sogar arbeitslose Priester gab.

Heute ist eher das Gegenteil der Fall. Die Bildungs- und Berufsmöglichkeiten haben sich seit dem Konjunkturhoch der Nachkriegszeit massiv ausgeweitet. Das frühere katholische Milieu hat sich aufgelöst, auch katholische Lebenswelten haben sich so säkularisiert und «modernisiert», dass das Umfeld für Priester- und Ordensberufungen geradezu garstig geworden ist. Die sexuelle Revolution führte zu einer Scheidungsquote von vierzig Prozent und einer Überbewertung der Sexualität mit entsprechender Geringschätzung der zölibatären Lebensform. Die dadurch bedingte wirtschaftliche und soziale Not wird dabei nur zu gerne verdrängt. Wir folgen auch in katholischen Kreisen oftmals naiv einer öffentlichen Meinung, die zu wenig bedenkt, dass die vergangenen Jahrzehnte nicht nur Fortschritte wie etwa die rechtliche und soziale Gleichberechtigung der Frau gebracht hat, sondern auch ein schwierigeres und anstrengenderes wirtschaftliches Umfeld, gestiegene und veränderte, oftmals rein diesseitige Erwartungen an gelingendes Leben und der Wunsch nach einem so hohen Lebensstandard, wie die Zukunft diesen wohl nicht mehr gewährleisten kann.

Wenn in der katholischen Kirche im Jahr 2005 speziell für Priesterberufungen und 2006 für Berufungen zum kirchlichen Dienst allgemein gebetet und nachgedacht werden sollte, geschieht dies in einem Umfeld, wo das Verständnis dafür selbst bis in katholische Kreise hinein deshalb nicht besonders gross ist.

Gerade deswegen lohnt es sich, mit dem Thema Priesterberufung speziell und der Frage der Berufung allgemein genauer auseinander zu setzen. Das Thema Berufung ist zu wichtig, um es zu einer Alibi-Übung verkommen zu lassen.

Das Jahr der Priesterberufungen kann zum Nachdenken anregen; etwa darüber, dass das Weiheamt zur Verfassung der katholischen Kirche

65 BERUFUNG
67 LESEJAHR
68 ZUR LITURGIE FÄHIG?
73 KIPA-WOCHE
79 AMTLICHER TEIL
I–XII REGISTER 2004

BERUFUNG

gehört – eine zwar trivial anmutende, aber offenbar nicht mehr in allen Pfarreien geltende oder von allen Katholiken rundweg akzeptierte Aussage. Mit der Auffassung über die Wichtigkeit des Weiheamtes verbindet sich dann automatisch die Frage, wie ein Umfeld erhalten oder geschaffen werden kann, in dem Priester gemäss ihrer Aufgabe wirken und ihre Berufung und ihr Menschsein leben können, verbunden auch mit dem Respekt vor ihrer heute noch verlangten zölibatären Lebensform.

Im Jahr der Priesterberufungen müssen wir uns weiter fragen – kirchliche Obere, Mitarbeitende in Pfarreien, in anderen kirchlichen oder staatskirchenrechtlichen Gremien und die Gläubigen – wo, wie und warum Priester und kirchliche Mitarbeitende ab und zu richtiggehend «verheizt» werden und wie dies verhindert werden kann.

Ziemlich schnell kommt die Diskussion im Zusammenhang mit dem Priesterberuf auf die Frage der Zulassungsbedingungen. Obwohl ich hier grundsätzlich Änderungen befürworte, möchte ich doch dafür plädieren, diese Diskussion nicht so verengt zu führen, wie dies oft heute geschieht. Es wäre sicher falsch, von einer Änderung der Zulassungsbedingungen Wunder zu erwarten, viele Probleme wären wohl genauso virulent wie heute. Ein Blick auf Schwesterkirchen zeigt dies ja instruktiv auf.

Das Wohl der katholischen Kirche in der Schweiz hängt zweifellos nicht nur davon ab, ob auch Verheiratete und Frauen zu Priestern geweiht werden können. Ja vielleicht wird mit dem gegenwärtig so oft beschworenen Personalmangel nur ein Stück weit verdeckt, dass unsere Strukturen, seien dies nun die noch häufig sehr kleinräumigen Pfarrei- und Kirchgemeindegrenzen und noch vieles mehr, neu überdacht und überarbeitet werden müssten. Diese Strukturfragen, die offenbar von sehr vielen noch als Tabu betrachtet werden, müsste «von oben» her, von den Bischöfen in Zusammenarbeit mit den kantonalen staatskirchenrechtlichen Gremien, unbedingt angepackt werden. Denn Notbehelfe wie Pfarreiverbände bringen häufig nur noch mehr Bürokratie, kaum aber ein Denken und Leben der Gläubigen in grösseren Räumen. Und eine solche Bewegung «von unten» zum Aufbruch oftmals verkrusteter und manchmal schlicht und einfach nicht mehr lebensfähiger und lebensfreudiger Strukturen zu erwarten, wäre doch reichlich optimistisch. Ein Abwarten bis zum Zeitpunkt, der wegen finanziellen Engpässen kleinere Kirchgemeinden zum Handeln zwingt, verbessert die Qualität einer Neustrukturierung nämlich keineswegs.

Der Personalmangel, der zu zahlreichen Anstellungen von Laientheologinnen und Laientheologen aus Deutschland und von Priestern aus Ost und Süd geführt hat, deutet wohl nicht nur darauf hin, dass unsere bisherigen volkskirchlichen Strukturen überholt sind, sondern offensichtlich auch ein «Gläubigenmangel» herrscht – sonst wäre ja die Rekrutierung von Mitarbeitenden für kirchliche Berufe einfacher.

Kehren wir aber wieder zum Anfang unseres Artikels zurück: So wie vor vierzig oder fünfzig Jahren der Priesterberuf attraktiv war, hat er heute an Anziehungskraft verloren. Selbst einheimische Laientheologen sind Mangelware, so dass, wenn man die gegebenen Strukturen als die richtigen einschätzen würde, also nicht nur vom Priester-, sondern auch vom Theologenmangel gesprochen werden müsste.

Sind der Priesterberuf und andere kirchliche Aufgaben und Berufungen aber wirklich so unattraktiv? Wenn an der Pressekonferenz zum Jahr der Priesterberufungen der welsche Priester Dominique Rimaz darauf hinwies, dass der Priesterberuf auch heute – trotz allen Schwierigkeiten – ein exzellenter Beruf sei, der Möglichkeiten aufweise, die andere Berufe nie bieten können, hatte er völlig Recht. Dies gilt mit gewissen Einschränkungen ausserdem auch für Theologinnen und Theologen, die im Laienstatus in der Kirche mitarbeiten. In welchen übrigen Arbeitsbereichen sind so viele menschliche Begegnungen möglich, so viel Freiraum für Kreativität, für die Umsetzung eigener Ideen, für die Entfaltung eigener Stärken und Vorlieben, ohne dass damit grosse Einschränkungen oder Vorgaben von «oben» verbunden sind, die in anderen Arbeitsbereichen selbstverständlich wären? Ein Blick in vom Lohn her vergleichbare Arbeitsfelder in der Industrie, im Dienstleistungsbereich und in der Verwaltung, wo es zunehmend finanziell enger wird, kann hier wohl ganz heilsam sein.

Gerade aber, weil der Priesterberuf und kirchliche Berufe heute nicht so attraktiv sind, ist damit keinesfalls die Sinnhaftigkeit dieser Aufgabe in Frage zu stellen – im Gegenteil! Die Kirche hat als Ganze, die Priester, Ordensleute und weitere kirchliche Angestellte im einzelnen, in unserer Gesellschaft eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Sie soll mit ihren Angestellten und allen Gläubigen der Welt aufzeigen, dass die Welt mehr ist als das, was wir sehen und gemeinhin so anstreben. Die Kirche kann mit ihren Mitarbeitenden aufzeigen, dass wir auf einen Gott vertrauen dürfen, der uns liebt, uns annimmt und uns weiterbringen will. In diesem Sinne haben Priester, Ordensleute und weitere kirchliche Angestellte trotz allen Widrigkeiten allen Grund, etwas selbstbewusster zu werden und in der Welt freudig Zeugnis für Gott und die Menschen abzulegen.

Urban Fink-Wagner

EINE KIRCHE FÜR DIE WELT

5. Sonntag im Jahreskreis: Mt 5,13–16

Im Gefängnis der Gestapo entwarf Dietrich Bonhoeffer eine Schrift, die er wegen seiner Hinrichtung am 9. April 1945 nicht vollenden konnte. Seine These: «Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist… Sie muss an den weltlichen Aufgaben des menschlichen Gemeinschaftslebens teilnehmen, nicht herrschend, sondern helfend und dienend. Sie muss den Menschen aller Berufe sagen, was ein Leben mit Christus ist, was es heisst, ‹für andere dazusein›.»[1] Um diese universale Weltverantwortung geht es Mt. Nach den Verheissungen der Seligpreisungen beschreibt er die grosse Aufgabe der Kirche: Sie soll nicht selbstgenügsam in einem Winkel verborgen leben, sondern sich der Kritik der Menschen aussetzen und durch ihr christliches Leben Zeugin für das Evangelium sein.

Der Kontext

Mt verbindet zwei ursprünglich selbständige Bildworte (Salz: Mk 9,50; Lk 14,34 f.; Lampe: Mk 4,21; Lk 8,16; 11,33). Damit wird sein ekklesiologisches Anliegen thematisiert: «ihr seid Salz der Erde, Licht der Welt» bestimmt die Funktion der Kirche nach aussen zur Welt (5,13 f.); parallel dazu «ihr alle seid Brüder (und Schwestern)» jene nach innen (23,8 f.). Die Aufgabe nach aussen und jene nach innen erläutern einander. Die Bilder setzen die Verhältnisse im palästinischen Haus voraus (Lampe, Scheffel); das Zertretenwerden (unbrauchbares Salz) ist im AT Gerichtsmotiv; die Stadt auf dem Berg entspricht der prophetischen Vision der Völkerwallfahrt. Der Schluss 5,16 (gute Werke) ist wie ein Titel für 5,17–48 (Erklärung, was gute Werke sind).

Der Text

Mit dem betonten «ihr seid» wird die verfolgte und geschmähte Gemeinde (5,11 f.) direkt angesprochen. Salz wurde im AT für die Opfer verwendet (Lev 2,13: «Jede deiner Opfergaben sollst du mit Salz darbringen»). In Griechenland war Salz Symbol der Gastfreundschaft. «Sol et sal», Sonne und Salz, bezeichneten in Rom Lebensnotwendiges, Unersetzliches, Alltägliches. Was Salz und Erde miteinander zu tun haben, ist zunächst nicht unmittelbar einleuchtend. Die Verfremdung lässt aufhorchen: Die Erde (ge) ist nicht der Humus, sondern die Welt (kosmos). Dass Salz «dumm» wird (unbrauchbar), ist bildhafter Ausdruck für eine unmögliche Möglichkeit. «Salzloses Salz» ist ein mit andern Stoffen verunreinigtes Gemisch, das desintegriert durch Feuchtigkeit ätzend wirkt (bei der Salzgewinnung aus dem Toten Meer war nur ⅓ Kochsalz neben Magnesium-, Kalzium- und Kaliumchlorid, Magnesiumbromid und weiteren Stoffen). Das «Weggeworfenwerden» ist bei Mt häufige Gerichtsmetapher (3,10; 7,19: ins Feuer; 5,25: ins Gefängnis; 5,29: in die Gehenna); ebenso das «Zertretenwerden» als altes prophetisches Gerichtsbild (Jes 63,3–6: Keltertreter; 28,3: «mit seinen Füssen zertritt er die stolze Krone»). Wie das Salz ist die Jüngerschaft Jesu unersetzlich für die Welt, doch wo sie versagt, hat sie das Gericht der Menschen zu erwarten. Die universale Ausrichtung ist Mt wichtig (13,38: der Acker ist die Welt; 28,19: die Sendung geht «in alle Welt»). Sie wird im Licht auf dem Leuchter und in der hochragenden Stadt auf dem Berg (5,14) betont. Das Licht leuchtet «allen im Haus», die Bergstadt ist weithin sichtbarer Anziehungspunkt (5,15). Wie sich Israel im Motiv der Völkerwallfahrt als Licht für die Völker sieht (Jes 2,2–5; Midrasch Hld 1,3: «Wie das Öl der Welt Licht bringt, so ist Israel das Licht der Welt»), so versteht Mt die kleine verfolgte Gruppe als Ort, wo das Licht für die Welt ausstrahlen soll. Der Auftrag der Kirche entspricht der Sendung Jesu (4,16: «Das Volk, das in Finsternis sitzt, sah ein gewaltiges Licht»; Jes 42,6). Auch da können die Jünger und Jüngerinnen das Licht zum Erlöschen bringen, wenn sie es «unter den Scheffel» stellen (Getreidemass von 8,75 Litern; Mk 4,21: unter das Bett) – eine seit Luther stehende Redewendung. Wie die Öllampe im Haus auf einen Ständer gehört, ist das Licht der Kirche anvertraut, dass es ausstrahlt. Licht und Stadt enthalten beide Aspekte: die missionarische Sendung und die Anziehungskraft (Völkerwallfahrt). Dem Indikativ («ihr seid») folgt der Imperativ («so soll euer Licht leuchten»): Der Anspruch muss sich in den Taten, durch «gute Werke», verwirklichen (5,16). Der jüdische Topos von der Bewährung vor den Menschen durch gute Taten, wird gerade in der Verfolgungssituation zum missionarischen Tatbeweis (vgl. I Petr 2,12: «führt unter den Heiden ein rechtschaffenes Leben, damit sie, die euch als Übeltäter verleumden, durch eure guten Taten zur Einsicht kommen und Gott preisen am Tag der Heimsuchung»). Die «guten Werke» sind wie im Judentum Werke der Barmherzigkeit (25,35–46), die in den Seligpreisungen genannten Haltungen (5,1–12), das Tun der grösseren Gerechtigkeit (5,21–48: Antithesen). Das Christentum der Tat ist Aufgabe der ganzen Kirche (Tertullian: «Wo ein Christ ist, da predigt er»). Das Ziel ist jedoch nicht eigennützige Werbung, kein Zur-Schau-Stellen der eigenen Tugend, sondern das Lob Gottes: «damit sie euren Vater im Himmel preisen» (5,16). Zum ersten Mal nennt Mt hier Gott mit dem herausragenden Prädikat «euer Vater im Himmel» – seine Ehre ist Zielpunkt allen christlichen Lebens und Handelns.

Marie-Louise Gubler

[1] D. Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, 3. August 1944.

Die Autorin: Dr. Marie-Louise Gubler unterrichtete am Lehrerinnenseminar Menzingen Religion und am Katechetischen Institut Luzern Einführung und Exegese des Neuen Testaments.

Die Bergpredigt

Zwei Akzente bestimmen die grosse Rede vom Berg: die eschatologische Ausrichtung (Verheissung der Seligpreisungen, Bitte um Kommen des Reiches im Vaterunser, Gerichtsgleichnis am Schluss) und die Forderung nach der grösseren Gerechtigkeit (5,20; 6,1). Das Leitmotiv von der «Erfüllung von Gesetz und Propheten» fasst alles klammerartig zusammen (5,17; 7,12). Durch die ganze Rede zieht sich eine antithetische Struktur (5,21–48: «zu den Alten wurde gesagt – ich aber sage euch»; 6,1–18: «nicht wie die Heuchler – sondern…»; 7,13–14: viele – wenige; 7,17: guter – schlechter Baum; 7,24–27: verständiger – törichter Hausherr).

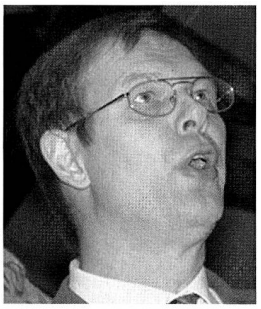
Damit werden die Zuhörenden vor eine Entscheidung gestellt, die Konsequenzen hat. Auffällig ist die ringförmige Struktur der Redekomposition: Dem Aufstieg zum Berg (5,1) entspricht der Abstieg Jesu (7,28–8,1); dem Wechsel von der 3. Person zur direkten Anrede (5,11) folgt der umgekehrte Vorgang (7,21); die Erwähnung der Herrschaft der Himmel folgt am Anfang und Ende (5,3.10; 7,21), ebenso das Thema von Gesetz und Propheten (5,17; 7,12). An zentraler Stelle in der Mitte steht das Vaterunser (6,9–13). Die «grössere Gerechtigkeit» vor den Menschen (5,20) hat ihre Entsprechung in der aufrichtigen «Gerechtigkeit» vor Gott.

THEOLOGIE

ZUR LITURGIE FÄHIG?!

Drei persönliche, ganz auf die Sache zentrierte Stellungnahmen zur Frage nach der Liturgiefähigkeit des heutigen Menschen standen im Mittelpunkt des Festakts anlässlich der Eröffnung des Liturgischen Instituts der deutschsprachigen Schweiz in Freiburg am 4. Dezember 2004. Um ihre Stellungnahme gebeten waren Persönlichkeiten verschiedener Generationen und verschiedener Profession: ein Journalist, eine Dichterin, ein Soziologie – Thomas Binotto, Silja Walter und Alfred Dubach. Die Einführung in die Frage sowie die Folgerungen für die Arbeit des neuen Instituts formulierten der Freiburger Liturgiewissenschaftler Prof. Martin Klöckener und P. Peter Spichtig OP, Leiter des Liturgischen Instituts. Die SKZ dokumentiert den Festakt.[1] Die Fotos machte Christian Murer.

[1] Der Charakter der mündlichen Rede wurde weitgehend beibehalten.



Martin Klöckener ist seit 1994 ordentlicher Professor für Liturgiewissenschaft an der Universität Freiburg. Er ist Mitglied der Liturgischen Kommission der Schweiz, des Kuratoriums für das Liturgische Institut und der Theologischen Kommission der Schweizer Bischofskonferenz.

Liturgiegeschichtlicher Kontext der Frage – eine Einführung von Martin Klöckener

«Zur Liturgie fähig»: versehen mit einem Fragezeichen und einem Ausrufezeichen, so hat das neue Team des Liturgischen Instituts die drei folgenden Statements überschrieben.

Die beiden Satzzeichen deuten die Spannung an, in der das liturgische Handeln der Kirche heute steht. Sind wir selbst, sind unsere der Kirche verbundenen Mitchristen und – darüber hinaus – sind unsere Zeitgenossen, ist der Mensch der Gegenwart überhaupt zur Liturgie fähig? Und dann steht dort – eine optimistische Antwort insinuierend – das Rufzeichen, das für manche Seelsorger und Seelsorgerinnen wie eine Provokation wirken könnte, wenn damit ausgedrückt wird: Ja, die Menschen von heute sind zur Liturgie fähig!

Wo ist anzusetzen, wenn das Liturgische Institut für die deutschsprachige Schweiz nun von neuem aufgegleist wird, eher beim Fragezeichen oder eher beim Rufzeichen? Sicher lässt sich beides miteinander verbinden, aber je nachdem, wo der Schwerpunkt gesetzt wird, wird die Arbeit des Liturgischen Instituts im hiesigen kirchlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Umfeld je anders zu akzentuieren sein.

Die meisten, die sich mit dem Thema «Liturgie» befassen, werden wissen, dass die Frage nach der Liturgiefähigkeit 40 Jahre älter ist als das uns vorliegende Programm. Erstmals als solche hat sie in aller Schärfe Romano Guardini in einem Brief ins Bewusstsein gehoben, den er am 1. April 1964, gerade vier Monate nach Veröffentlichung der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils, an den deutschen Liturgischen Kongress in Mainz gerichtet hat.[2] Die kritische Frage Guardinis, der doch mit solchem Optimismus die Liturgische Bewegung seit dem Ende des Ersten Weltkriegs massgeblich und gerade in Verbindung mit der Jugendbewegung inspiriert hatte, hat schon frühere Verantwortliche für die liturgische Arbeit herausgefordert. Soeben hatte die Liturgiekonstitution, am 4. Dezember 1963 als programmatisches Dokument nicht irgendeiner Kirchenversammlung, sondern eines Ökumenischen Konzils mit mehr als 2000 Bischöfen aus dem ganzen Erdkreis verabschiedet, die verkrustete und in einem rubrizistischen Korsett gefangene Liturgie der katholischen Kirche auf hoffnungsvolle und zukunftsgewandte Wege geführt. Da weckte dieser Ruf aus der Feder des angesehenen Gelehrten Guardini auf überraschende Weise die Fachwelt und die Kirchenleute auf.

Ein engagiertes Zeitdokument erschien zwei Jahre später in der von der Abtei Maria Laach herausgegebenen Reihe «Liturgie und Mönchtum» unter dem von Guardini ausgehenden Titel: «Ist der Mensch von heute noch liturgiefähig?» Robert Trottmann, damals Mitarbeiter und später Leiter des Liturgischen Instituts der Schweiz mit Sitz in Freiburg, hat sich zur Frage geäussert. Er brachte in seinem Beitrag nicht nur die anthropologische Dimension der Liturgie ins Spiel, sondern hob mit Berufung auf die Liturgiekonstitution die theologische Qualität dieser Frage hervor; vor allem ging es ihm darum, das Wirken des Geistes Gottes im Menschen und in der Liturgie hervorzuheben. So verwundert es nicht, wenn seine Antwort auf die Frage nach der Liturgiefähigkeit des modernen Menschen grundsätzlich positiv ausfiel; andernfalls «würde man der Wirksamkeit des Gottesgeistes Grenzen setzen, der doch weht, wo er will».[3] Und im Blick auf die Formen der Liturgie bedeutete nach Trottmann die Anfrage an die Liturgiefähigkeit nicht «das Ende des ‹liturgischen Aktes› schlechthin, sondern nur das Ende einer seiner zeitbedingten Ausprägungen. Deshalb ist der Mensch aber noch lange nicht weniger ‹liturgiefähig›, sofern nur Gottes Geist in ihm wirkt».[4]

Interessanterweise hat das Deutsche Liturgische Institut (Trier) seine 50-Jahr-Feier 1997 unter ein ähnliches Motto gestellt, allerdings dabei die Perspektive erweitert.[5] Es wurde nicht mehr nur mit Guardini nach der «Liturgiefähigkeit des Menschen» gefragt, sondern neuerdings auch nach der «Menschenfähigkeit der Liturgie», so im Untertitel des Tagungsbandes. Damit geschieht eine Zuspitzung, die auf ihre Weise eine liturgiekritische Fortschreibung der Guardini-Frage versucht. Es zeigt sich darin nicht zuletzt, dass Guardinis Einwurf ein Stachel im Fleisch der Liturgiewissenschaft und – mehr noch – der für

[2] Vgl. Romano Guardini: Der Kultakt und die gegenwärtige Aufgabe der liturgischen Bildung, in: Liturgisches Jahrbuch 14. 1964, 101–106.
[3] Robert Trottmann, in: Ist der Mensch von heute noch liturgiefähig? Ergebnisse einer Umfrage. Hrsg. von Theodor Bogler OSB (= Liturgie und Mönchtum 38). Maria Laach 1966, 118–121, hier 119.
[4] Ebd. 121.
[5] Benedikt Kranemann/Eduard Nagel/Elmar Nübold (Hrsg.): Heute Gott feiern. Liturgiefähigkeit des Menschen und Menschenfähigkeit der Liturgie. Freiburg i. Br. 1999.

die Liturgiepastoral Verantwortlichen, wie sie das Liturgische Institut beherbergt, geblieben ist.

In den folgenden Beiträgen gehen Thomas Binotto, Schwester Silja Walter und Alfred Dubach aus je unterschiedlicher Perspektive auf den Titel, auf das Fragezeichen und das Rufzeichen ein und vermitteln damit je auf ihre Art dem Liturgischen Institut Impulse für die Zukunft.

Martin Klöckener

Liturgie, Eskapismus und der Reiz der Wiederholung – ein Statement von Thomas Binotto

Als vierfacher Familienvater, als Nicht-Theologe, sondern als Philosoph, als Journalist und Filmkritiker werde ich zu Veranstaltungen wie dieser gerne als exotischer Farbtupfer eingeladen. Damit habe ich keine Probleme, im Gegenteil, ich fühle mich als blökender Laie in der Nachfolge von C. S. Lewis sozusagen schafswohl. Mehr noch, ihre Erwartungshaltung sehe ich als Herausforderung zu einem exotischen, ja geradezu eskapistischen Gedankengang.

Allerdings, meine Antwort auf die Frage «Zur Liturgie fähig?» ist enttäuschend knapp und unspektakulär. Sie lautet schlicht und einfach: «Ja!»

Spannender wird es erst, wenn ich die Argumente aufliste, die mich keine Sekunde an der Liturgiefähigkeit heutiger Menschen zweifeln lassen. Denn diese Argumente lauten: Martini geschüttelt, nicht gerührt; hohe Einsätze im Casino; tiefe Décolletés; wilde Autoverfolgungsjagden; nach der Weltherrschaft trachtende Bösewichte; dezent gar nicht bekleidete Girls; Miss Moneypenny; Felix Leitner…

Ich könnte diese Liste fast endlos weiterführen, aber da ich bereits jetzt – selbst in dieser feierlich gesinnten Runde – in einigen Gesichtern etwas aufblitzen sehe, was ich für Mitwissen halte, will ich die Ahnungslosen nicht länger aussen vor lassen. Meine Liste bezieht sich auf ein einziges, weltbekanntes Phänomen – eines, das sich selbst immer mit der stereotypen Redewendung einführt: «Meine Name ist Bond, James Bond.»

Seit 1962, seit «James Bond 007 jagt Dr. No», pilgern wir Bond-Fans so ungefähr jedes zweite Jahr just zur Weihnachtszeit für ein neues Abenteuer des Geheimagenten ihrer Majestät ins Kino. Seine waghalsigen Abenteuer sind zwar purer Eskapismus, die mit unserem biederen Alltag nichts, aber auch gar nichts zu tun haben, gleichzeitig folgen sie aber einem überraschend streng genormten Muster: In jedem Bond muss es eine Autorverfolgungsjagd geben; jedes Mal bestellt er einen Martini geschüttelt; jedes Mal flirtet er mit Miss Moneypenny und jedes Mal fällt der Satz: «Mein Name ist Bond, James Bond.»

Hier gerinnt Eskapismus zu unverwechselbarem Stil. Und Wahrscheinlichkeitskrämer packt bei derart konsequenter Stilisierung, Unlogik und Unglaubwürdigkeit der kalte Graus. Bond, das ist nichts weniger als die streng ritualisierte und reglementierte Liturgie der Action-Filmgemeinde. Selbst kleine Abweichungen werden von eingefleischten Fans mit unbestechlichem Blick wahrgenommen und mit strenger Zurechtweisung geahndet. Bond-Abenteuer sind nicht spannend – und schon gar nicht abwechslungsreich. Ihr Erfolgsrezept besteht in der Wiederholung, in der Wiedererkennungsgarantie, in der Variation des ewig Gleichen. James Bond, das ist für gern exotisch sein möchtende Familienväter wie Ferien zu Hause – alles am richtigen Platz, überschaubar und geordnet.

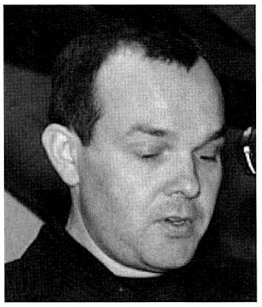
«Ernste Naturen, die ganz auf Erkenntnis der Wahrheit angelegt sind, die in allem die sittliche Aufgabe sehen, überall den Zweck suchen, empfinden leicht angesichts von Bond-Filmen eine eigentümliche Schwierigkeit. Ihnen erscheinen diese leicht als etwas Zweckloses, als ein überflüssiges Gepränge, als nutzlos verwickeltes, gekünsteltes Wesen.»[6]

Dieses Zitat stammt von Romano Guardini, ist aber selbstverständlich nicht ganz korrekt wiedergegeben, denn er spricht 1918 nicht von «007», sondern vom «Geist der Liturgie». Dennoch hat sich bei mir diese scheinbar verquere Assoziation mehrmals eingestellt, als ich im Hinblick auf dieses Referat Guardinis Ausführungen zur Liturgie wieder gelesen habe. Ich bin mir zwar ziemlich sicher, dass er über meinen Vergleich mit James Bond die Stirne gerunzelt hätte. Dennoch erlaube ich mir dieses Spiel, weil es mir überraschend ergiebig scheint.

Beispielsweise lernen wir durch den Erfolg von Bond, dass die Liturgie ihren Reiz nicht aus der Abwechslung sondern aus der Wiederholung gewinnt. Wir entdecken, dass eine strenge Form, wo das «Einzelhafte vor dem Allgemeinen zurücktritt» erst globale Vermarktung erlaubt. Wir spüren, dass der klare Rahmen unseren Eskapismus, unseren befreienden Ausbruch, erst möglich macht. Und wir ertappen uns dabei, wie wir gerade in Zeiten – auch des kirchlichen Aktivismus – die leichtfertige Zwecklosigkeit als Labsal empfinden. Selbst die emotionslose Achterbahndramaturgie, die Verweigerung jeglicher Psychologisierung und das banale Gut-Böse-Muster gehören zum Erfolgsgeheimnis. Denn, wie Guardini sagt: «Die Liturgie als Ganzes liebt das Übermass des Gefühls nicht.»[7] «Nicht zu fein gespitzte, zu zarte, weiche, sondern kräftige, klare und natürlich-einfache Empfindungen.»[8]

Nicht zuletzt wird uns aber dank Bond bewusst, dass es in diesem Spiel auf Individualität und Personenkult nicht ankommt. Es ist keineswegs ein Zufall, dass für die Rolle von James Bond nie Stars ausgewählt wurden. Der Schauspieler hat hinter der Figur zurückzutreten, ja optimalerweise verloren Sean Connery, Roger Moore und Pierce Brosnan ihr eige-

THEOLOGIE



Lic. phil. Thomas Binotto ist seit kurzem Chefredaktor des «Forum», des Pfarrblatts der katholischen Kirche im Kanton Zürich.

[6] Das Zitat lautet korrekt: «Ernste Naturen, die ganz auf Erkenntnis der Wahrheit angelegt sind, die in allem die sittliche Aufgabe sehen, überall den Zweck suchen, empfinden leicht in der Liturgie eine eigentümliche Schwierigkeit. Ihnen erscheint die Liturgie leicht als etwas Zweckloses, als ein überflüssiges Gepränge, als nutzlos verwickeltes, gekünsteltes Wesen» (Romano Guardini: Vom Geist der Liturgie. Freiburg i. Br. 1983, 89).

[7] Ebd. 28.

[8] Ebd. 30.

THEOLOGIE

nes Profil und wurden nur noch mit James Bond identifiziert. Um wieder Guardini zu bemühen: «Das Einzelwesen muss darauf verzichten, seine eigenen Gedanken zu denken, seine eigenen Wege zu gehen. Es hat den Absichten und Wegen der Liturgie zu folgen.»[9] Oder, in meinen eigenen Worten: Wer die liturgischen Handlungen vollzieht, ist Werkzeug, nie Schöpfer, ja nicht einmal Handwerker oder Stellvertreter.

Deshalb übrigens auch das überwältigende Dekor, die exotischen Schauplätze bei Bond und die prächtigen, unpraktischen und funktionslosen Messgewänder im Gottesdienst. Sie dienen dazu, vom Zelebranten abzulenken, ihn praktisch verschwinden zu lassen. Das mag nun nach einer hoffnungslos antiquierten Vorstellung von Liturgie klingen, führt mich aber zwangsläufig zu einer provokativen Schlussfolgerung: Was spricht, so gesehen, dagegen, dass auch Frauen zum reinen Werkzeug der Liturgie werden?

Das alles mag für die wohlwollenden unter ihnen kindlich, für die anderen eher kindisch klingen. Und damit haben sie natürlich vollkommen Recht. Bond-Abenteuer sind etwas für das Kind im Manne. Aber Gilbert Keith Chesterton, der meinen exotistischen Gedankengängen wahrscheinlich mehr abgewinnen könnte als Guardini, Chesterton hat immer wieder betont, dass der Wunsch von Kindern nach ewiger und exakter Repetition kein Zeichen von Verblödung, sondern von ungeheurer Vitalität ist. Andersherum betrachtet: Es überrascht mich nicht, dass in unserer unausgeschlafenen, hyperaktiven Zeit die Menschen nach permanenter Abwechslung lechzen; Hauptsache es tut sich was, das sich wie Lebensfreude anfühlt, auch wenn es nur Hektik ist. Ausgeschlafene Kinder dagegen legen Wert darauf, eine Geschichte immer wieder auf die genau gleiche Art zu hören. Diesem immer Wiederkehrenden, Stetigen und Alltäglichen, so Chesterton, begegnen wir auch in der Schöpfung, und auch dieses weist auf die unendliche Vitalität und Lebensfreude Gottes hin.

Kinder haben deshalb für Liturgie ein nahezu untrügliches Gespür. Und wenigstens mit meinen eigenen Kindern mache ich die Erfahrung, dass sie sich im ganz gewöhnlichen, genormten Gottesdienst am wohlsten fühlen. Sie bedürfen weder halbgelungener Sachkundelektionen noch ganz misslungener Märchenstunden.

Nebenbei bemerkt: Wer erwartet, dass ein bischöflich zelebriertes Hochamt, für Kinder (und Erwachsene) der Gipfel an unverzweckt liturgischem Eskapismus sei, gewissermassen James Bond für Katholiken, der sieht sich leider enttäuscht. In den vergangen Jahren habe ich kein Hochamt mehr erlebt, das vor repetitiver Lebensfreude gestrotzt hätte. Zwar dauern sie immer noch genauso lange wie eh und je. Aber nicht weil wir uns herzhaft in nutzlosem Pomp ergehen würden, sondern weil einfach noch länger geredet, gepredigt und ermahnt wird. Manchmal habe ich den Eindruck, als ob nichts in der katholischen Kirche so rigoros protestantisiert wurde wie die Hochämter. Es ist, wie wenn man James Bond durch Umberto Ecos William von Baskerville ersetzte, damit auch Bildungsbürger Gelegenheit haben, auf hohem intellektuellem Niveau auszubüxen und dann zu glauben, das sei nun Action.

Damit bin ich glücklich wieder bei James Bond angekommen, dem Kind in mir und den Kindern um uns herum. Meine Antwort auf die Frage: Ist der Mensch heute noch liturgiefähig? bleibt simpel und wird doch zur grossen Herausforderung. Sie lautet: Ja, solange der Mensch als Kind zur Welt kommt, ist er auch liturgiefähig. Oder, um nochmals Guardini zu bemühen: «In ihr wird dem Menschen Gelegenheit geboten, dass er, von der Gnade getragen, seinen eigensten Wesenssinn verwirkliche, dass er ganz so sei, wie er seiner göttlichen Bestimmung gemäss sein sollte und möchte: ein ‹Kind Gottes›. In der Liturgie soll er vor Gott ‹sich seiner Jugend erfreuen›.»[10]

Thomas Binotto

Die Schriftstellerin Silja Walter, die am 23. April 2004 ihren 85. Geburtstag feiern konnte, lebt seit 56 Jahren als Schwester Maria Hedwig im Kloster Fahr.

Bin ich liturgiefähig? – Geistliche (An-)Fragen der Schriftstellerin Silja Walter

Zur Liturgie fähig? – Bin ich liturgiefähig?

Ich liebte die tägliche, sogenannte stille, vorkonziliare Messe. Ihr Latein hatte mich von allzu viel gedanklich-wörtlichem Nachvollzug ihrer Texte und Gebete dispensiert. Mit der deutschsprachigen Reform der Messliturgie geriet ich in Probleme. Es macht mir Mühe, mich von einer Gebetsaussage zur anderen innerlich dabei zu halten und mitzugehen. Ich empfinde sie oft als aufdrängend, an mir vorbei, zu abstrakt und dogmatisch.

Mir war und ist klar: die neue theologische, traditions- und fachgerechte Struktur der Messe und deren zeitgemäss angepasstes Ritual soll nur den Ort schaffen für ihr Geheimnis, für das Mysterium Jesu Christi «Tut dies zu meinem Gedächtnis». Aber während die alte lateinische Messe dem Laien eine gewisse Freiheit und meditative Ruhe schenkte, persönlich darin zu sein in der Erfahrung des Heiligen Geschehens, hat man sich jetzt mit der fast pausenlosen Abfolge von Texten vom Einzugslied an bis zum «Gehet hin in Frieden», mit gutem Willen andächtig abzufinden.

Kürzlich suchte ich eine Deutung des Begriffs Mystagogie. Nach Balthasar Fischer ist ihr Ziel: eine vollere und fruchtbarere Erkenntnis der Heilsmysterien durch eine neue, vertiefte Auslegung und vor allem durch die Erfahrung der empfangenen Sakramente.

Vor allem durch die Erfahrung.

Könnte die Liturgie des 2. Vatikanischen Konzils erfahrbarer, erlebbarer werden?

[9] Ebd. 48.
[10] Ebd 100 f.[9] Ebd. 48.
[10] Ebd 100 f.

SKZ 4/2005

THEOLOGIE

Zur Liturgie fähig – Bin ich liturgiefähig?

Nach dem Konzil, in den Jahren 1972 und 1973, versuchte ich, meine Erfahrungen aufzuschreiben, und es sind zwei kleine Bände entstanden. Bin ich liturgiefähig? Ich antworte Ihnen mit drei Texten aus diesen Jahren.

Sammlung vor der Messe

Herr und Gott,
da bin ich,
Nichts als ich,
vor dir.

Ich bringe nichts mit
als mich selbst,
Nichts als mich selbst.

Was wird nun geschehn
mit mir?
vor dir?
Geschieht etwas?

Die andern sind auch da.
Jeder hat sich mitgebracht,
sich selbst.
Das genügt schon
an Last.

Da sind wir also da
vor dir.
Soviel jeder kann,
ist er da.

Was noch nicht da ist,
das holen wir noch herein,
wo du doch da bist,
Herr und Gott,
nichts als du.

Gut Herr,
wir sind zusammengeholt,
hereingeholt,
von draussen herein,
gesammelt in deine alles
hereinholende,
alles in sich sammelnde
Gegenwart.

Amen.

Gloria

Wir loben dich,
wir preisen dich,
wir beten dich an,
Ach nein mein Geliebter,
weiss man denn,
wie tödlich du bist?
Wir sagen dir Dank.
Ach nein,
mein Dunkelgänger,
ewiger Türsteher,
mich Packender,
Netzwerfer –
Dank?
Schon ja.
Aber Herr,
wer lobt dich denn
wirklich?
Man singt doch so vieles.

Mein Stummer,
mein mich immer umarmender
Nichtda.
Wie ist es denn,
toter, tosender Gott,
wie ist es denn mit dir und mir?
Ozean
in meinem windschiefen Zelt?
Du allein bist der Heilige.
Ich sage nichts,
Geliebter,
ich fasse bloss deine Füsse
im Krokusbeet,
in den gelben ewigen Osterglocken.
Denn du allein bist der Herr,
von Ewigkeit zu Ewigkeit,
Amen.

Gehet hin im Frieden. Ite, missa est.

Fortgehen?
Im Ernst?
Wer sagt denn so etwas?
Wohin denn,
Geliebter?

Setz dich doch
Mein Fürst,
wir sind doch zwei Ewige.

Der Tag kommt schon
über den Hügel gelaufen,
schon wieder.
Setz dich
Mein Fürst,
setz dich zu Tisch,
wir sind doch ein Ewiges.

Ich hol dir den Tag
in einer Kanne,
frisch von der Trotte,
du trinkst ihn am besten
vor Aufgang der Sonne.

Ich hole mich dir,
ich hole mich dir nun herein.
Einen ganzen Teller
voll gemahlenes Nichts,
in deinem Feuer geröstet,
das liebst du,
ich weiss.

Wir gehen natürlich nicht fort,
wir bleiben.
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Amen.

Silja Walter

Dr. Alfred Dubach ist Institutsleiter des Schweizerisches Pastoralsoziologischen Instituts (SPI) in St. Gallen.

Liturgie als Lebenskunst – eine Erwartung des Religionssoziologen Alfred Dubach

Quer durch die Sozialwelt der Gegenwart hat sich ein Diskurs von nie gekannter Intensität entwickelt, was ein gutes, schönes, eigenes, erfülltes Leben unter den gesellschaftlichen Bedingungen von heute bedeutet, in den Printmedien, in Talkshows, in der Alltagskommunikation, in Konsum und Werbung, in der Psychoszene, in der Ratgeberliteratur. Alle Welt macht sich darüber Gedanken, jeder berät jeden, man glaubt, zweifelt, verwirft und glaubt erneut. Auffallend ist die Vielfalt der Vorstellungen.

Es gibt, nach Aussagen prominenter Kultursoziologen, wohl kaum ein verbreiteter Wunsch als den, ein eigenes Leben zu führen. Wer danach fragt, was die Menschen wirklich bewegt, was sie anstreben, wofür sie kämpfen, wo für sie der Spass aufhört, wenn man es ihnen nehmen will, dann stösst er auf den Wunsch nach einem eigenen Leben. In diesem Wunsch drückt sich die Restgemeinschaft von uns allen aus.

THEOLOGIE

Es geht also darum, noch menschlich zu leben in einer Welt, die nach ihren Strukturprinzipien auf das Person-Sein oft wenig Rücksicht nimmt. Es geht noch tiefer um die Frage, wie der Mensch sich als einer vorkommen kann, der sich akzeptiert weiss, der sich geliebt weiss, der in sich hineinblicken kann, der ruhig werden kann, der weiss, wer er selbst ist. Wahrscheinlich liegt das spezifisch religiöse Moment der Neuzeit gerade in solchen Formen der Selbstfindung. Christ ist heute einer, der aus der Begegnung mit dem lebendigen Gott die Kraft zur Selbstaneignung und Selbstermächtigung zieht. So gesehen, kann die Liturgie Gotteserfahrung in neuer Weise eröffnen. Sie thematisiert auf ihre Weise die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit unseres Selbstseins und lässt die Menschen eine Lebensfundierung finden, die sie letztendlich der Selbstrechtfertigung jeder Art enthebt.

Liturgie ist nur dann noch gut, sie ist nur dann noch not-wendend – notwendig, wenn sie Menschen zu sich selbst ermächtigt.

Gegen die Faszination, ein eigenes Leben zu führen, hat kein Argument eine Chance. Es ist die Steigerungslogik unseres Möglichkeitsraumes, der Menschen dazu zwingt, sich mit sich selbst auseinander zu setzen. Doch die Ungewissheit, wer bin ich und was will ich aus meinem Leben machen, ist gross. Diese Frage zielt auf essentielles Selbstverstehen. Die eigene Subjektivität wird derart fragil, gefordert und gefährdet erlebt, dass es aus soziologischer Sicht nicht abwegig erscheint, von einer neuen Offenheit für die liturgische Symbolwelt zu sprechen. Geradezu widersinnig mutet es auf dem Hintergrund soziologischer Beobachtungen an, wenn aus Mangel an Priestern Eucharistiefeiern in überschaubaren Sozialformen abgebaut werden.

Die Liturgie lässt sich unter den Bedingungen der Moderne als Enklave begreifen, in der Lebenskunst in einer Situation historisch beispielloser Gestaltungsoffenheit und in einer Umwelt konkurrierender Ansprüche, Optionen und Widersprüche erlernt werden kann, erlebbar und erfahrbar in Zeichen, Symbolen, Riten, Erzählungen, Bildern, Gesten, Erinnerungen. Liturgiefähig bleiben die Kirchen, wenn sie vom Menschen und seiner möglichen Lebenskunst ausgehen. Unter Lebenskunst wird grundsätzlich die Möglichkeit und die Anstrengung verstanden, das Leben aus einer orientierenden Perspektive zu führen, um es nicht unbewusst einfach nur dahingehen zu lassen. Sie bestärkt die Menschen in ihrer Selbstaneignung und Selbstmächtigkeit, befähigt sie zu einer autonomen Hermeneutik des Selbst. In der Lebenskunst gewinnt vieles an Zusammenhang, was hoffnungslos in Einzelteile zersplittert erschien, vieles was mit Ignoranz gestraft worden ist, zieht neues Interesse auf sich und verhilft dazu, die Fülle des Lebens in ihrer ganzen Spannbreite zu erfahren und nicht bei der Erfahrung des Nichts, das um uns her uns angähnt, stehen zu bleiben. Sie vermittelt eine starke Wahrnehmung der Gegenwart und erschliesst durch das Vorausdenken künftige Möglichkeiten der Existenz.

Liturgie bietet Raum für das Innehalten und Befragen seiner selbst und der eigenen Zeit, für Lebensfragen, die andernorts ausser Acht gelassen werden, ja nicht einmal formuliert werden können, und hält das Leben aus der unbedingten Zusage Gottes offen für Überraschendes, Unerwartetes, Unverfügbares. Zugleich kommt in den Blick, dass das Subjekt sein Selbstverständnis nicht allein aus sich selbst, sondern nur in der Sorge um die Freiheit der anderen gewinnt.

Wachsende Handlungsspielräume und zunehmende Abhängigkeiten, Forderungen nach Selbstbestimmung und Selbstverantwortung, Ansprüche auf Autonomie und Schwierigkeiten im Umgang mit riskanter Freiheit – das ist der Kontext, in dem Liturgie bestehen muss. Eine besondere Herausforderung liegt für sie dabei in der Thematisierung des strukturellen Widerspruchs zwischen dem Anspruch auf Freiheit und den Möglichkeiten zu ihrer Realisierung.

Das zeitgenössische Selbst richtet den Blick nach Innen. Wer in sich selbst hineinhört, bekommt einen Eindruck von der Vielfältigkeit seines Ichs, von den vielen Stimmen und Instanzen, die sich gegenseitig mahnen, unterstützen und befehden. Wer es wieder und wieder tut, entwickelt allmählich ein Unterscheidungsvermögen, das einen bewussten Umgang mit den vielen, oft gegenläufigen Aspekten seines Selbst ermöglicht.

Liturgie regt zu einer gelungenen Lebensführung an, zu einer zeitgemässen Lebensform, das Leben so zu führen, dass ein wahres und erfülltes Leben daraus wird. Diese Lebensführung meint nicht die Abwicklung des Lebens nach vorgefertigten und festgefügten Deutungen und Ordnungen. Seine Aufgabe sieht das Subjekt in einer selbstgestalteten und -verantworteten Lebensform, die je neu erfunden und ins Werk gesetzt wird. Das Ganze, worauf Religion immer wieder zu rekurrieren hat, kann heute nur mehr das Ganze des je individuellen Lebensprozesses sein, das heisst die je eigene sinnkonstituierende «innere Dauer».

Der moderne Mensch ist durchaus liturgiefähig, doch zu seinen Bedingungen. Eine Liturgie, die ihrem Anspruch unter den Bedingungen der Zeit gerecht werden will, nimmt die gesamte Landschaft des Lebens unter der Perspektive der Lebenskunst in den Blick, im Horizont der Aussage des Kirchenvaters Irenäus von Lyon: «Die Ehre Gottes ist der lebendige Mensch».

Alfred Dubach

Fortsetzung auf Seite 77

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
25.1.2005 / Nr. 4
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

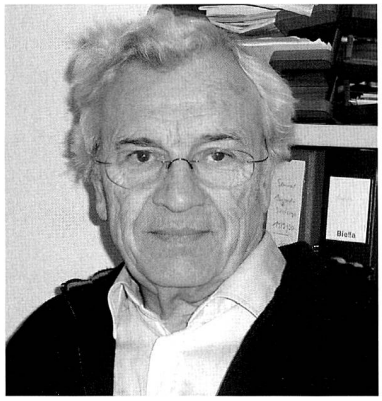
Die Enge des Systems sieht neu Gewachsenes nicht vor

Schweizer Theologe Leo Karrer ist besorgt über den Zustand der Kirche

Von Josef Bossart

Freiburg i. Ü. – Er sieht die katholische Kirche der Schweiz zunehmend durch gegensätzliche Kräfte polarisiert: Leo Karrer (67), Professor für Pastoraltheologie in Freiburg, mahnt besorgt, die Kirche gehe mit pluralistischen Entwicklungen schlecht um. Es sei dies eine tiefgreifende Krise, meint der Theologe: Zu eng seien die Bedingungen des "Systems Kirche", als dass heute neu Gewachsenes und Aufgebrochenes darin Platz fänden.

Es sei ein "verantwortlicher Versuch", im Rahmen der von der Universalkirche vorgegebenen Bedingungen die Praxis in der Kirche der Schweiz zu schützen, sagt Karrer zu den beiden neuen Schreiben der Schweizer Bischöfe. Darin äussern sie sich zur Frage der



Leo Karrer (Bild: jb)

"beauftragten Laien im kirchlichen Dienst" sowie zur vatikanischen Liturgie-Instruktion "Redemptionis Sacramentum" (Das Sakrament der Erlösung, 2004).

Der Zeitpunkt der Veröffentlichung durch die Bischöfe dürfte mit Bedacht gewählt worden sein: Vom 1. bis 5. Februar weilen die Schweizer Oberhirten zum Ad-limina-Besuch in Rom. Die Adressaten der beiden Dokumente seien denn auch eigentlich in Rom zu finden, mutmasst Karrer. Auf "theologisch sehr induktive Weise" werde in den Dokumenten prinzipiell der Rahmen benannt, in welchem die Praxis der Schweizer Kirche begründet und verortet werde. In den Augen Karrers wollen die Bischöfe "ohne Zweifel Gewachsenes und Bewährtes schützen". Mute man allerdings Bischofskonferenzen derartige "Slalomfahrten" zu, so müsse nach der "Qualität der Piste" gefragt werden, meint Karrer.

In den beiden Schreiben der Schweizer Bischöfe komme jedenfalls deutlich zum Ausdruck, welche engen Vorgaben die katholische Kirche als "zentralistisches und patriarchales System" der Vielfalt der "empirischen Kirche" mache. Unter den "engen Bedingungen" des "monarchischen Systems" schlage sich dies in einem "Taktieren" nieder, das auf Dauer weder theologisch noch pastoral sinnvoll sei, sondern bloss Krisen und künstliche Spannungen erzeuge, sagt Karrer kritisch.

Es braucht ein neues Gleichgewicht

Zwischen den gewachsenen Strukturen einerseits und der Sendung der Kirche andererseits müsse ein neues Gleichgewicht gefunden werden. Passe sich die Kirche einfach bloss der Gesellschaft an und lasse etwa im liturgischen Bereich ihr eigentliches Anliegen nicht mehr spürbar werden, so gebe es eine "Auflösung" dessen, was Kirche ausmache. Verschliesse sich die Kirche jedoch dem Wandel, so isoliere sie sich und verliere dadurch den Anschluss an die heutige Zeit und den jeweiligen Kontext.

Leo Karrer befürchtet, dass die katholische Kirche mitten in einer "systembedingten Selbst-Säkularisierung" steckt, und erklärt: Eine Kirche, die nicht mehr mit ihrer "grossartigen mystischen Tie-

Editorial

Ein wichtiger Schritt. – Die feierliche Unterzeichnung der "Charta Oecumenica" im idyllisch im Jura gelegenen, tief verschneiten Saint-Ursanne hat in den Schweizer Tageszeitungen kaum Spuren hinterlassen. Wenn überhaupt, wurden dem Ereignis nur wenige Zeilen eingeräumt.

Dankbar ist man deshalb dem Schweizer Fernsehen dafür , dass die Feier live in alle Landesteile übertragen wurde. Dass sie ausgerechnet an der Grabstätte des heiligen Einsiedlers Ursicinus stattfand, hat auch mit dem Fernsehen zu tun. Das Westschweizer Fernsehen strahlt nämlich 2005 alle Sonntagsgottesdienste aus den gleichen Gotteshäusern aus: die katholischen Messen aus der Stiftskirche von Saint-Ursanne, die reformierten Gottesdienste aus der Kirche von Bernex GE.

Die Unterzeichnung der Charta durch die Bevollmächtigten der zehn Kirchen und Gemeinschaften, die die Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in der Schweiz bilden, bezeichnete Bischof Kurt Koch mit Recht als "einen Meilenstein in der Ökumene in der Schweiz". Bedeutet sie doch die Anerkennung eines Leitbildes für die wachsende Zusammenarbeit unter den Kirchen in Europa.

Bischof Amédée Grab sprach bei der Unterzeichnung davon, dass die Zusammenarbeit nicht neu erfunden werden müsse: "Sie existiert, sie widersteht, sie wird enger werden trotz der Schwierigkeiten, die entstehen oder andauern."

Die Kirchen verpflichten sich mit der Annahme der Charta Oecumenica, ihren Beitrag zur Einheit Europas, zur Wahrung der Menschenrechte, zur Bewahrung der Schöpfung und des Friedens sowie zur Versöhnung der Völker und zur ökumenischen Zusammenarbeit zu leisten. Als langfristiges Ziel nimmt die Charta auch die Abendmahlsgemeinschaft in den Blick.

Es sind Anliegen, für die auch Ursicinus bitten könnte, war er doch nach der Überlieferung ein Gefährte des irischen Mönches Kolumban, der in Europa erfolgreich missionierte.

Walter Müller

fe" zum Zeichen werde für die Nähe Gottes zu den Menschen und den Menschen in den konkreten Herausforderungen des Lebens nicht mehr diene, habe ihren Sinn verloren und sich selber säkularisiert.

Dass die im März anlaufende mehrmonatige Veranstaltung "Perspektiven im Bistum Basel", die in Zusammenarbeit mit der Bistumsleitung stattfindet, auf geringes Interesse stösst – es meldeten sich gerade mal 64 Teilnehmer im weitläufigen Bistum mit 1,07 Millionen Katholiken –, ist für Karrer bezeichnend: "Viele wollen sich höchstens noch auf der Ebene der Pfarrei engagieren. Gegenüber dem Bistum und der Gesamtkirche stelle ich eine grosse Verdrossenheit und geradezu ein Burnout fest."

Kaum mehr gefragt

Die Kirche komme nicht darum herum, Tradition aktiv-dynamisch zu verstehen und in einem dauernden "Transformationsprozess" zu sein. Dies sei umso dringender, als derzeit in der Gesellschaft eine Suche nach Religion festzustellen sei, die auf der Angebotsseite zur Schaffung eines "religiösen Supermarktes" geführt habe. Als Institution, die Religiosität vermittle, sei die Kirche jedoch immer weniger gefragt.

Diese Entwicklung gebe zu grosser Sorge Anlass, sagt Leo Karrer. Denn das heisse nichts anderes, "als dass die Kirche sozusagen ihre eigenen Produkte und letztlich ihre Sendung kompromittiert" – und dabei könnten die Kirchen in Karrers Augen wirklich "die Lobby für Humanität und menschenfreundliche Religiosität sein". Dies wäre umso wichtiger in einer Zeit, "in der manche in der Gegenwart versinken oder in der reinen Diesseitigkeit zu ersticken drohen."

Statt dessen sieht Karrer in der katholischen Kirche der Schweiz zunehmend Frontenbildungen und Rechthabereien. Er verweist auf die in den letzten Monaten in der kirchlichen Öffentlichkeit teilweise gehässig ausgetragene Polemik zwischen Vertretern staatskirchenrechtlicher Modelle einerseits und Verfechtern einer pastoralen, kanonischen Kirche andererseits: "Die einen sind für das eine Modell, und die anderen absolut dagegen. Dabei wird übersehen, dass jedes System seine Tücken, aber auch seine Dienstbarkeiten hat! Angesichts der herrschenden Polarisierung wird jedoch nicht miteinander gesprochen."

In Deutschland müssten sich mehrere Bischöfe angesichts der Finanznot in den Bistümern statt mit kirchlichen Visionen mit harten Sparmassnahmen auseinandersetzen, erinnert Karrer: Dank des in der Schweiz geltenden "dualen Systems" müssten sich die hiesigen Bischöfe nicht mit derlei Fragen zu befassen und hätten freiere Hand für Wichtigeres.

Ohne Zweifel würden aber in der Schweiz auch Grenzen überschritten, wenn einzelne Gruppen "heisse Eisen" wie die Zölibatspflicht oder die Frauenordination mangels besserer Gelegenheit in die eigene Hand nehmen wollten.

Darin komme zum Ausdruck, dass es an einer innerkirchlichen Kommunikationskultur fehle: "Es braucht eine Struktur des Dialogs, die der wachsenden Pluralität gerecht wird, eine dialogische Streitkultur, in der die Konflikte nicht weggeblasen werden, sondern wo man miteinander ringt!"

Bis in die Ordinariate hinein

Doch statt dessen glaubt Karrer festzustellen, dass ein "polarisierendes Freund-Feind-Schema" in der Schweiz bis in bischöfliche Ordinarien hinein an Boden gewinne: "Je nachdem, mit wem man spricht, ist man schon einer ganz bestimmten Gruppe zugeschrieben!" Polare Spannung sei jedoch das Prinzip des Lebens an sich. Ein System, welches keine Spannungsherde aushalte, habe kaum Zukunft.

Manches deute auch in der Schweiz darauf hin, dass ein stilles Verlassen der Kirchen im Gange sei, wie dies bereits vor Jahren in den skandinavischen Ländern eingetreten sei. Karrer: "80 bis 90 Prozent gehören zwar noch irgendwie einer Kirche an, doch ihre religiöse Nahrung holen sie sich anderswo – wenn überhaupt." (kipa)

Charta Oecumenica. *– Die Charta Oecumenica ist auch in der Schweiz die Leitlinie für die wachsende Zusammenarbeit unter den Kirchen in Europa. Am 23. Januar unterzeichneten in Saint-Ursanne JU die Bevollmächtigten der zehn Mitgliedskirchen der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in der Schweiz das Dokument. – Im Vordergrund: Bischof Amédée Grab und Pfarrer Thomas Wipf, während zwei Lektoren die Charta lesen. (Bild: Ciric)*

Namen & Notizen

Jan Hermanovsky. – Der 70-jährige katholische Priester wurde in der russischen Stadt Briansk umgebracht. Der mutmassliche Mörder des aus der Slowakei stammenden Geistlichen wurde bereits verhaftet. (kipa)

Henrik Hoser. – Der aus Warschau stammende Pallotinerpater (62) wurde zum Präsidenten der Päpstlichen Missionswerke und gleichzeitig zum zweiten Sekretär der vatikanischen Missionskongregation ernannt. Zuvor leitete er die Missionsprokur seines Ordens in Brüssel. (kipa)

Rainer E. Gut. – Der frühere Chef der Credit Suisse und abtretende Verwaltungsratspräsident der Nestlé wird zusammen mit anderen Finanzexperten die Abtei Einsiedeln bei der Bewältigung finanzieller Sorgen beistehen. In den kommenden Jahren wird für die umfangreichen anstehenden Sanierungsarbeiten an den grossen historischen Liegenschaften des Klosters mit Ausgaben von mehreren Dutzend Millionen Franken gerechnet. (kipa)

Jean-Pierre Chevrolet. – Der Jurassier ist neuer Schweizer Provinzial der Afrika-Missionare (Weisse Väter); in den letzten Jahren war er als Missionar im westafrikanischen Nigeria tätig. Chevrolet folgt auf **Raphaël Deillon**, der als Assistent des Generaloberen der Weissen Väter nach Rom ging. (kipa)

Max Elmiger. – Der 47-jährige Theologe und stellvertretende Geschäftsleiter von Interteam wird neuer Direktor von Caritas Zürich. Der verheiratete Vater zweier Kinder folgt auf **Guido Biberstein**, der dieses Amt 33 Jahre lang ausübte. (kipa)

Andreas Cavelti. – Der Ehrendomherr und ehemalige Dekan, Regionaldekan und Pfarrer von Sankt Anton in Basel starb im Alter von 82 Jahren. Er habe wie kein anderer die Geschicke der römisch-katholischen Kirche in Basel-Stadt geprägt, heisst es in einem Nachruf der Kirche Basel-Stadt. (kipa)

Basile Casmoussa. – Der im nordiraktischen Mossul entführte syrisch-katholische Erzbischof (66) wurde nach einem Tag wieder freigelassen. Nach Angaben seiner Kirche wurde kein Lösegeld gezahlt. (kipa)